

Titsa Pipinou

**Verschenktes Leben**

(Ausschnitt aus dem Roman «Ζωή χωρίς Φιλοδώρημα»)

Translation: Luna Gertrud Steiner



## Einsamer Mann am Meer

Er hatte seinen Kaffee vor geraumer Zeit ausgetrunken, gestattete jedoch dem ungeduldigen Kellner nicht, ihm die leere Tasse abzunehmen. Er sagte auch nichts, als jener auf ihn zukam, in dem Bestreben, sie zu den anderen Tassen auf sein Tablett zu stellen, sondern bedeutete ihm lediglich mit dem Zeichen einer Hand, er möge sich entfernen. Er schien damit zu besagen, dass er nicht gestört zu werden wünschte.

Es war schon fast Abend. Und heiß. Im Meer, direkt im Blickfeld des alten Mannes schwammen noch einige späte Badende, während andere sich am Strand tummelten, der sich unmittelbar an das aus dem Sand gestampfte Kaffeerestaurant anschloss. Allgemeine Geschäftigkeit herrschte zur Stunde. Er jedoch saß reglos. Schien seinen Blick auf das Meer und auf die Dinge vor sich zu richten, aber der Servierbursche, der ihm immer wieder in Ungeduld verstohlene Blicke zuwarf, war sich nicht sicher. Es konnte ja durchaus sein, dass der Mann absolut gar nichts betrachtete. So viele Male hatte er ihn in dieser Haltung erlebt. Er kannte sie gut, diese untätigen Rentner, die stundenlang vor sich hin sinnierten. Bald würden die letzten Tagestouristen zur Abendmahlzeit eintreffen, und er hatte es eilig, den seltsamen alten Kauz loszuwerden, der schließlich nicht mehr als einen Kaffee bestellte und beim Bezahlen emsig sein Kleingeld zusammenkramte und mit der Akribie eines Croupiers Münze auf Münze legte. Tatsächlich waren alle seine Bewegungen vollkommen präzise und abgemessen. Er gestikulierte nicht, erhob seine Stimme nicht. Jeden Spätnachmittag, kurz vor Einbruch der Dunkelheit dasselbe, immer dasselbe. Seit Jahren nun. Der Servierjunge vermutete, es sei der letzte Kaffee des Tages für den Mann, bevor dieser aufstand und sich nach Hause begab.

Die Hitze und Feuchtigkeit dieses Abends machen die Atmosphäre stickig, dennoch trägt er einen Anzug. Ein weites, braunes, doppelreihiges Sakko, Gilet, Hosen mit breitem Aufschlag und Krawatte, schräg in gleichem Farbton gestreift. Sein



Hemdkragen ist für seinen hageren Hals etwas zu weit, weshalb die Krawatte ihn zusammenrafft. Nicht einmal an Tagen stärkerer, kaum erträglicher Hitze verzichtet er auf sein Ensemble. Auf die Weste ebenso wenig. Es ist schier unmöglich, auch nur einen einzigen Schweißtropfen auf seiner Haut auszumachen. Man mochte meinen, nichts entfalte an ihm Wirkung. Gut möglich, dass er sich bei Hitze so wenig seiner Kleidung entledigte wie er bei Kälte kein weiteres Teil hinzufügte. Dieselbe Aufmachung winters wie summers. Er schien klare Vorstellungen von Kleiderstil und Eleganz zu besitzen.

Unter den lärmenden, halbnackten und sonnengegerbten Sommergästen nimmt sich dieser Mann merkwürdig aus. Wie aus einer anderen Epoche, von der keiner der zur Stunde Anwesenden Kenntnis hat. Nicht nur der Anzug hebt ihn heraus, nein, auch die Hautfarbe an Gesicht und Händen, den einzigen Körperteilen, die nicht von Kleidung bedeckt sind: weiße, ins Gelbliche gehende, müde Haut. Das, was die Kleidung verhüllt, hat jahrzehntelang keine Sonne erblickt.

Das Angehen der Straßenbeleuchtung scheint ihm den Wink zu geben, aufzustehen, bedächtig den abgezählten Geldbetrag für den Kaffee auf dem Tisch zu lassen und großlos von dannen zu eilen. Er würde hinter der Kurve nach den öffentlichen Bauten, welche sich am Strand aneinanderreihen, untertauchen und bis zum nächsten Tag zur selben Tageszeit nicht mehr gesehen sein. Äußerst selten bequemt er sich, mit einem Kopfnicken oder dem Heben einer Hand einen Gruß anzudeuten, freilich ohne dessen Erwidern zu erwarten. Allen in der Stadt scheint der Professor bekannt zu sein, wenngleich er nie mit ihnen spricht und wenngleich sie aufgrund seiner Distanziertheit zögern, das Wort oder einen Gruß an ihn zu richten. Er hinterlässt nie Trinkgeld, einer der Gründe, weswegen der Kellner jedes Mal ungehalten wird. Der Professor würde sich aufrechten Ganges, eine Hand in der Hosentasche, das weite offene Sakko hinter sich herschlenkernd, nach langem Dahinträumen urplötzlich und raschen Schritts entfernen, als hätte er's eilig. Er weiß, und niemand bezweifelt das, dass ihn bei seiner Rückkehr in sein Zuhause niemand erwartet.

Er ist schlank und groß gewachsen. Hat dichte Augenbrauen, schmale, fleischlose Lippen, und sein Gesicht ist so hager, dass die Backenknochen hervortreten. Trotz seiner siebzig haben sich Eleganz und Gestalt von Jugend an erhalten. Nicht einmal



sein Gang hat etwas von dem raschen Rhythmus eingebüßt. Immer trägt er Anzüge derselben Machart, seit er in den städtischen Schulen zu unterrichten pflegte. Mode ist für ihn keinen jährlichen Veränderungen unterworfen, und er hat alle Mühe, die verschiedenen Gewandungen in seiner Umgebung nachzuvollziehen. Niemand in der gesamten Kleinstadt hat ihn je in einer anderen Bekleidung erblickt.

An diesem Abend sitzt er reglos am Meer, das gerade dunkler wird. Die Menschen bemerkt er nicht. Er starrt zwar aufs Meer, sieht es aber so gut wie nicht. Nie findet er es der Mühe wert, den Kopf zu wenden, um sich ein Bild zu machen, wer das Restaurant eben betritt oder verlässt, noch nimmt er von Geräuschen und Stimmen Notiz.

Siebzig! So alt schon, grübelt er. Wie die Zeit verflogen ist! Vergangenen Februar hat er das siebente Lebensjahrzehnt vollendet. Ein Tag wie jeder andere. Niemand hat seines Geburtstags gedacht, nicht einmal seine Kinder riefen an und auch sonst niemand. Eigentlich hat er seine Geburtstage sein ganzes Leben lang nie gefeiert, so ging auch sein siebzigster vorüber wie alle bisherigen, unbedacht. Er selbst erinnerte sich erst einige Tage später daran.

Der Professor muss sein Alter auch nirgends angeben, weil ihn niemand danach fragt, doch wenn es ihm zu Bewusstsein kommt, erscheint es ihm verwunderlich, wie die Jahre dahingegangen sind. Zu behaupten, er habe dies nicht gemerkt, wäre keine neuartige Aussage. Alle treffen sie, er hat sie oft sagen hören, aber schließlich ist das Trivialste das Zutreffendste, beschließt er erneut. Es ist obendrein äußerst interessant, dass man, macht man selbst diese Entdeckung, das Schaudern und das Erstaunen verspürt, als hätte man die je größte und originellste Erfindung gemacht. Nicht dass er sich jung fühlte, das nicht unbedingt, aber dieses siebzig, müsste er es aussprechen, es würde sich in seinen Ohren befremdlich anhören. Als beträfe es nicht ihn. Heißt das, so rätselt er, müsste ihn jemand beschreiben, würde man ihn als ‚im mittleren Alter stehend‘ bezeichnen? ‚Mittleres Alter‘ ist wohl nicht die rechte Beschreibung. Würde man ihn womöglich ‚alt‘ nennen? So hässlich, so fremd, dünkt ihn dieses Wort! Ein Begebnis mit seinem eigenen Vater kommt ihm in den Sinn. Wie viele Jahre wohl hat er nicht mehr an ihn gedacht? Man hatte eine Photographie von ihm angefertigt. Etliche Zeit später sieht Jason ihn kopfschüttelnd und mit einer



Miene das eigene Foto betrachten, als stimme ihn etwas darin traurig oder wehmütig. Er hatte Jason damals die Photographie gezeigt mit den Worten, «Das ist mein Vater! Mein armer Vater!» «Wer ist das?», hatte Jason verduzt gefragt. «Mein Vater! Schau, da ist auch unsere Haustüre drauf! Unsere Haustür.» Es war tatsächlich die Tür ihres alten Hauses drauf, aber er hatte sich in dem Alten auf dem Foto nicht mehr erkannt. Er war damals fast achtzig. Es hatte Jason sehr beeindruckt, dass sein alter Vater das Bild des betagten Menschen auf der Photographie nicht mit dem Erscheinungsbild, das er mittlerweile bot, in Einklang bringen konnte. So ist es eben! Wie pflegte doch der Theologe Adamantidis, mit dem er über Jahre an derselben Schule lehrte, kundzutun? Dass wir mit dem vorteilhaftesten Bild von uns selbst ins Paradies gehen. Sein bestes Bild von sich liegt weit zurück, datiert aus grauer Vorzeit. Wann ist das gewesen? Das weiß er natürlich nicht und kann es sich auch nicht ins Gedächtnis rufen. Er hat es einfach unmerklich überholt.

Sein Leben verrinnt in vollkommener Eintönigkeit. Ein Tag wie der andere, und die künftigen werden einander um nichts weniger gleichen. Nichts hat sich über die letzten Jahre verändert und nichts deutet darauf hin, dass das anders wird. Allein die Zeit verrinnt und das Ende naht. Er schlägt die Zeit tot und die Zeit ihn. Sein Leben ist in die Zielgerade eingelaufen. Die Zeit der großen Umbrüche und Stationen des Lebens ist vorbei; die Zeit, da nichts gleich blieb und er mitmusste und unter Höchstspannung und Neugierde der Dinge harrte, die da kamen. Einst hatte er mit großer Ungeduld die eigenen Schuljahre hinter sich gebracht. Dann hatte er es kaum erwarten können, das Universitätsstudium abzuschließen. Seine Ernennung als Professor hatte ihm große Aufregung beschert. Ebenso seine Heirat. Dann die Kinder. Etliche Jahre lang hatten die Aufregungen ihres Lebens die Kreise bis zu ihm gezogen und auch das seine in Aufruhr versetzt. Heute Abend sieht er sein Leben als Eisenbahnzug, der sich ungehört und keuchend im Dämmerlicht dahinschleppt. Der Zug ist schlecht beleuchtet und leer. Überall Zwielflicht. Innen wie außen. Wolfslicht, bevor die tiefe Dunkelheit einbricht. Er der einzige Fahrgast. Der letzte. Die großen Stationen liegen weit hinter ihm, jetzt ist nur noch eine vor ihm, die letzte. Dort endet die Reise. Sehr melancholische Gedanken suchen Jason heute Abend heim. Er ist nicht darauf aus, aber es sind Gedanken, die einfach kommen und sich aufdrängen.



Es ist da allerdings noch etwas, das er nicht vergessen darf. Sollte er sich etwa doch eher wünschen, es möge keine Veränderungen mehr geben? Dass sein Leben seinen gewohnten Gang weitergehe, da alles davon Abweichende nicht mehr angenehm sein konnte?

Jason hat einen Weltkrieg von Anfang bis zum Schluss durchlebt. Er war noch Kind gewesen, erinnert sich aber gut.

Es war nicht nur der Krieg gewesen, er hat die Geschichte der Gegend gelebt! Die Geschichte, die die Kinder heute in den Schulen gelehrt bekommen, hat er hautnah miterlebt. Die niedergeschriebene Geschichte, die sich in Fakten, Zahlen und Daten ergeht. Er kennt sie und erinnert sich an die Auswirkungen, die sie im Alltag zeitigte. Kennt ihre verborgenen, dunklen Facetten, die sich für jeden Menschen anders darstellen. Und nach dem Krieg diese jahrelangen Entbehrungen, die sie allesamt erleiden mussten. So lernte er das Geld achten. Seine Mutter nahm niemals ein neues Streichholz, wenn sie die zweite Gasflamme entzündete, sondern übertrug die Flamme mit dem bereits benutzten. Die Kohlen, die winters im Kohlebecken schwelten, deckte man mit dem Silberpapier aus Vaters Zigarettenpäckchen ab, damit sie die Nacht über vorhielten und die Wärme, die sie spendeten, nicht vergeudet wurde. Essbares wurde auf keinen Fall weggeworfen, nicht einmal fauliges Obst. Die verfaulte Stelle wurde sorgfältig ausgeschnitten, der Rest verzehrt.

Jason hatte an jeder Wahlabstimmung teilgenommen seit er das Wahlalter erreicht hatte. Keine einzige ließ er aus! Nicht aus besonderem Interesse an der Politik, aber er erachtete das als seine Pflicht. Die Pflicht stand über allem. Was immer gerade anstand, tat er gewissenhaft und unverzüglich, ja beinahe ehrerbietig. Es hätte ihm missfallen, Gegenstand der Kritik zu werden, weswegen er ein Leben lang darauf aus war, keine Fehler zu machen. Er verabscheute es in jeder Hinsicht, Zielscheibe zu sein. So unangenehm ihm eine Aufgabe auch war, er drückte sich nie davor, trachtete indes danach, sie so früh wie möglich hinter sich zu bringen.

Er liebte die Bildung von klein auf, und als die Zeit des Studiums gekommen war, wurde er Gymnasialprofessor. Und wenn wir schon dabei sind, was hätte man denn damals auch werden können? Lehrer zu sein war eine sichere, ehrenhafte Laufbahn. Eine andere Neigung als Gedichte zu lesen und dann und wann selbst welche zu



verfassen hatte er nicht. Dass Gedichteschreiben kein Beruf ist wusste Jason nur zu gut. Seiner Familie gegenüber erwähnte er es nicht einmal. Es war ihm außerdem bewusst, dass er für die Verse, wie er sie gerne verfasst hätte, noch nicht bereit war. Bloß einige verstreute Zeilen auf Zetteln, die er tags darauf zerriss, weil sie ihn nicht zufriedenstellten.

Selbst der Name, den man ihm gegeben hatte, passte absolut zu seinem Beruf. Jason! Ein altehrwürdiger Name für einen Altgriechisch-Professor. Er studierte mithin Philologie in Athen und brachte danach viele Jahre lang Kindern Homer, Lysias, Thukydides und alles, was das Unterrichtsministerium vorsah, bei. Und Poesie: die Poesie wohl mit größerer Begeisterung, er übertrat jedoch nie die Grenzen, die ihm der gebührende Respekt auferlegte. Es war sich dessen bewusst, wie leicht Schüler einem Spottnamen verpassen, welche sich auf geheimnisvolle Weise über Schülergenerationen festsetzen. Derlei würde er sich nicht zuziehen wollen, indem er eine seiner Schwächen preisgab. Nicht von sich aus würde er die Ehrerbietung, welche die Schüler ihm erwiesen, ins Wanken bringen, nicht einmal um seiner großen Liebe willen, der Dichtkunst.

Er war streng, aber gerecht. Wie gerecht war allen bekannt. Seine Kollegen und seine ehemaligen Schüler wussten bei den seltenen Gelegenheiten, da einer ihn jetzt noch anzusprechen wagte, ein Lied davon zu singen. Gerecht! Was heißt da gerecht? Musste Gerechtigkeit so unbeugsam sein wie seine? Etliche Beispiele seiner ‚gerechten‘ Notengebung kommen ihm in den Sinn. Hätten sich die Dinge für manche Kinder anders entwickelt, wäre er weniger streng mit ihnen verfahren? Wer kann das heute beurteilen? Es steht niemandem zu, im Nachhinein Urteile zu fällen. Dennoch muss er jetzt an ein bestimmtes Mädchen denken. Sie war eine schlechte Schülerin. So schlecht, dass er ihren Mitschülern gegenüber ungerecht gehandelt hätte, hätte er ihr etwas Besseres als die Mindestnote gegeben. Sie konnte nicht rechtschreiben und brachte nicht einmal eine passable Zusammenfassung der Gesänge Homers zustande. Ferner gingen ihre Aufsätze nur mit Müh und Not über eine Seite hinaus. Einleitung, Ausführung und Schluss wurden in einigen wenigen Zeilen abgehandelt. Menschen mit beschränkter Phantasie regten ihn auf, wenn sie sich so wenig anstrebten, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Besonders Letzteres irritierte ihn in unerträglichem Maß. Also war es vollkommen gerechtfertigt gewesen, das Mädchen so niedrig zu benoten. Diese Meinung teilten



auch der Mathematik- und der Physiklehrer des Jahrgangs. Die Schülerin wiederholte die Klasse nicht. Da sie aus einer mittellosen Familie stammte – sie hatte gerade den Vater verloren – nahm sie, wie er später erfuhr, Arbeit an. Bei seinen häufigen Spaziergängen entdeckte er sie in einem Laden für Damenbekleidung. Geradezu demütig wirkte jenes Mädchen. Geheiratet hat sie nie. Es ist Jahre her, und er sieht sie immer noch, führt sein Weg ihn an ihrer Arbeitsstätte vorbei. Jedes Mal macht er sich Gedanken, dass er daran beteiligt ist. Vielleicht hätte sie, auch wenn sie die Schule abgeschlossen hätte, erst recht nichts anderes gemacht. Aber wer kann das mit Sicherheit behaupten? Sie scheint sich nicht daran zu erinnern, ihr Gruß enthält keinerlei Groll, nein sie grüßt ihn immer freundlich, mitunter lächelnd. Selbst scheint sie keinen Zweifel zu hegen, dass es gerechtfertigt war, die Schule abzubrechen. Möglicherweise fände sie es merkwürdig, erführe sie auf irgendeinem Weg, dass ihr alter Professor sich bei jedem Zusammentreffen unbehaglich fühlt.

Jason ließ stets militärische Strenge gegenüber seinen Schülern wie gegenüber seinen eigenen Kindern walten. Seine Kinder! Ist das vielleicht der Grund, dass sie nie aus Athen zurückkamen, wohin sie nacheinander zum Studium gingen? Er weiß es nicht, hat sich nie zuvor darüber Gedanken gemacht. Erst seit kurzem kommen sie ihm, er verweilt aber auch dabei nicht. Die Kinder haben geheiratet und sich für immer in Athen niedergelassen. Er äußert und empfindet keine Klage, es ist gut so, wenngleich sie einander selten zu Gesicht bekommen. Seit seine Frau vor wenigen Jahren starb, kommen sie noch seltener und bleiben noch kürzer. Immer kürzer.

Er kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass er häufigeren Umgang mit ihnen wünschte. Er wagt sich das nicht einmal selbst einzugestehen. Nicht dass er sie gar nicht sehen wollte, aber jegliche Präsenz außer der eigenen bringt ihn aus dem Takt, strengt ihn an und verursacht leises Bangen, er stehe das nicht durch. Er hat sich in seiner Einsamkeit prächtig eingerichtet. Seine Frau hatte das verstanden und ihr Leben lang respektiert. Ihre Anwesenheit war stets diskret gewesen und das trug dazu bei, dass sein Leben leicht war. Jason, von Natur aus ein hölzerner Typ, wird in Gesellschaft anderer Menschen noch hölzerner.

Er spürt, dass er mit seinen Kindern wenig gemein hat, wenngleich sie von ihm gezeugt sind, seinen Namen tragen und seine gesamte Habe erben werden. Darüber



hinaus teilt er nichts mit jenen, mit denen sie sich zusammentaten und ihre Familien gründeten. Sie haben selbst Kinder, die Krach machen, und Krach erträgt er nicht. Zweifellos hat er nie den klassischen Großvater abgegeben. Auch die Enkel machten, vor allem als sie kleiner waren, auf der Stelle kehrt, wenn man sie nötigte, ihn zu küssen. Mittlerweile haben sie gelernt, ihn freundlich und stoisch zu begrüßen und weiter nichts.

Wie sehr hat er seine Kinder überhaupt geliebt? Jannis, sein Sohn, war der erstgeborene. Er erhielt den Namen von Jasons Vaters. Antigoni, seine Tochter, den Namen von Marias Mutter. Er bezeichnet sie als ‚Marias Mutter‘, nicht als ‚Schwiegermutter‘. Nie haben ihm Worte behagt, die angeheiratete Verwandtschaft bezeichnen. Um nichts in der Welt hätte er sie in den Mund genommen, wenn er sich auf jene beziehen musste. Diese Wörter dünkten ihn abgeschmackt und misstönend, überdies täuschten sie eine Vertrautheit vor, die er nicht empfand. Sämtliche Verwandte Marias merkten das, verloren darüber aber nie ein Wort. Sie nahmen es wie alle seine Marotten ohne Protest hin. Vielleicht weil Maria mit gutem Beispiel voranging und seine Eigenwilligkeit zu respektieren schien.

Alles geschah zu seiner Zeit und wie es sein sollte, zuerst der Junge, dann das Mädchen. Seine Freude war groß, als sie geboren wurden. So viel ist gewiss. Er empfand Staunen angesichts des Wunders ihrer Geburt und war danach stolz darauf, sie aufwachsen zu sehen. Sie bekamen gute Noten in der Schule, und das machte ihn stolz. Er verlangte es nie, aber sie schienen zu wissen, was er erwartete. Andererseits versteht es sich von selbst, dass Kinder von Professoren keine schlechten Schüler sind. Andernfalls hätte er schlecht dagestanden. Er musste sich nicht darum bemühen. Immer war es Maria, die sich um alles kümmerte. Er war sich sicher, dass Maria alles richtig machte. Er unterrichtete am Mädchengymnasium, als auch seine Tochter an diese Schule kam. Er bat um eine Ausnahmeregelung, als ihm der Direktor eines Schuljahres deren Klasse zuteilte. Antigoni war eine gute Schülerin, und er wollte nicht derjenige sein, der sie mit einem ‚sehr gut‘ benotete, wollte ihr aber auch nicht unrecht tun. So war sein Charakter stets gewesen. Man beschrieb ihn als integer, gerecht und streng.



Wenn seine damals noch kleinen Kinder krank waren, brachte er ihnen mittags, wenn er von der Schule nach Hause kam, Märchen mit. Spielsachen nie, nur kleine Bücher. Spiele waren rausgeschmissenes Geld. Solche Bücher kosteten wenig, man bekam sie am Kiosk zu kaufen. Er legte sie auf ihr Kopfkissen und erkundigte sich, wie es um ihr Fieber stand. Dann ging er, und das war's. Eventuell hätte er mehr tun wollen, aber das Erweisen von Zärtlichkeit war seine Stärke nicht.

Es war schön, sich ihre Zukunft auszumalen, solange sie klein waren. Im Wissen, dass nichts sicher war, konnte er immerhin davon träumen, bevor die Wirklichkeit es an den Tag brachte, dass seine Träume nicht zu verwirklichen waren. Liegt es denn in der Weisheit der Natur, alles Kleine, Zarte mit Zauber auszustatten? Auch die Tierjungen sind so liebreizend und schutzlos, dass man nicht umhin kann, für sie Sorge zu tragen. Bei den Menschen ist es genau so. Nicht einmal das scharfsichtigste Gehirn kann sich ein Bild davon machen, was Jahre später daraus wird. Tatsächlich haben die Kinder ihn in nichts enttäuscht, aber indem sie heranwuchsen, wurden sie ihm zusehends fremd. So ganz andere Menschen als er. Er hegt keinerlei Zweifel, dass er und kein anderer die größte Verantwortung dafür trug, aber er konnte nichts dagegen tun. Jason wollte, dass es ihnen gut gehe, aber möglichst fern von ihm. Er hatte Erleichterung empfunden, als sie zum Studium fortgingen, eine Tatsache, die ihm immer unangenehm gewesen war.

Und Maria, was tat sie dazu? Jason wüsste jetzt mit Gewissheit zu sagen, dass sie ihn behütet hatte. Sie sorgte sich um alles und ließ ihn lediglich seine Ruhe genießen. Genießen! Genießen ist nicht das rechte Wort, eher dass er von den kleinen, täglichen familiären Verpflichtungen verschont blieb, die einem die Zeit auffressen und die Nerven zerrütten. Andererseits nahm sie die Kinder vor seinen Eigenbröteleien und seiner Gleichgültigkeit in Schutz. Maria sorgte für sie alle. Den Kindern erwies sie ihre Zuneigung in jeder Weise. Ihre gesamte Herzensliebe verströmte sie für sie. Sie war zärtlich zu ihnen. Berührte sie. Er natürlich nicht. Jason hält von Berührungen nichts. Körperkontakt macht ihn verlegen. Sein Kontakt mit anderen beschränkt sich auf so wenige Quadratzentimeter fremder Haut wie möglich. Sein Innerstes hat er grundsätzlich nie offenbart.



## Unerfüllte Wünsche

Heut Abend meint der Professor, das Ende sei nicht mehr weit. Er weiß, dass es nah ist. Fühlt es. Der Gedanke kommt ihm nicht zum ersten Mal, aber an diesem Abend lässt er ihn nicht los; fast ist er Gewissheit. In letzter Zeit lassen ihn Schmerzen in der Brust Übles ahnen. Er ist nicht zum Arzt gegangen. Ärzte mag er nicht. Meidet sie wie den Teufel. Außerdem will er sich keinen Strapazen aussetzen, so lange ihm noch zum Leben bleibt. Die frostigen, gleichgültigen Ärzte, die weißen stillen Zimmer der Krankenhäuser machen ihm Angst. Es ist reiflich Zeit gewesen, darüber nachzudenken, und so hat er entschieden. Bis heute tut er so, als sei nichts gewesen, er kann aber diese hartnäckigen Schmerzen nicht mehr ignorieren, die gelegentlich bloß an einer Stelle zu lokalisieren sind, und dann wieder in den gesamten Brustbereich ausstrahlen. Und da ist dieses beinahe stetige Stechen im Rücken. Der Arzt hatte ihm schon vor Zeiten angekündigt, er müsse ihn, sollte das nicht aufhören, eingehender untersuchen. Die Herzerterien lassen an drei Stellen kaum noch Blut durch. Die Schmerzen und die sich ständig verschlimmernde Übellaunigkeit deuten darauf hin, dass es um ihn nicht zum Besten steht. Damit ihn niemand zwingt, einen von denen aufzusuchen, hat er keinem Arzt von den Schmerzen berichtet. Nicht einmal seinen Kindern gegenüber hat er sie erwähnt, als er neulich mit ihnen am Telefon sprach. «Alles bestens» sagt er immerzu, danach stockt er und weiß nicht, was er weiter sagen soll. Er fühlt sich unbehaglich, wenn er ins Telefon sprechen muss. «Und sonst, Papà?» fragen sie pflichtschuldig. «Nichts sonst. Immer das Gleiche, es geht mir gut, macht euch keine Sorgen» «Und ihr? Erzählt mir von euch. Was machen die Kinder?» Sie zählen ihm hastig die letzten Neuigkeiten auf. Verabsäumen es nicht, die Schulnoten der Enkel anzuführen. Sie haben den Eindruck, dass besonders die Noten ihn noch am ehesten interessieren. Und noch ein paar «ja, jas» und «neins», und dann versinkt die Verständigung in der Flut ihres Alltags, und er verbleibt in seiner Ruhe und Einsamkeit.



Früher, viel früher hatte er den Entschluss gefasst, er würde, sollte er je merken, dass das Ende naht, den Mut fassen, das zu tun, was sein Herz begehrt. Es ist durchaus seltsam, dass er erst dann die Courage aufzubringen meint wie sonst im Leben nie. Zeit seines Lebens hat er seinen Wünschen weder Bedeutung noch Priorität beigemessen. Denen seiner Familie schon gar nicht, das ist wohl wahr. Da er die Bedeutung seiner Wünsche nie hochgehalten hatte, war es nicht weiter schwer, die der anderen zu übergehen. Das bevorstehende Ende würde ihm Freiheit schenken. Die Freiheit zu denken oder nötigenfalls zu sagen, dass er, was zu bieten war, geboten hat, dass er, was zu tun war, getan hat. Nun würde er nur mehr für sich selbst Dinge tun, und wenn's den andern nicht passte, er wäre sowieso bald dahin. Er würde sich mit niemandem mehr konfrontieren müssen. Also widme er die verbliebene Lebenszeit sich selbst. Allem, was er liebte, allem was er beehrte.

Aber was liebte er wirklich? Was beehrte er?

Und wenn er sich Zeit nähme, über seine Wünsche nachzudenken, käme er dann dahinter, was er sich wahrhaftig wünschte? Wie sehr würde es die anderen verletzen, erführen sie, dass das, was er bisher getan hat, reine Pflichterfüllung gewesen ist? Dass es nicht die Liebe war, die sie zusammenhielt?

Wenn das Ende also vor der Tür stünde, könnte er zu fernen Reisen aufbrechen, ohne jemanden bei sich. Allein. Dafür würde er sein letztes Kleingeld hinauswerfen, komme, was da wolle. Ach wenn er doch erkannte, wann sein letzter Tag gekommen war, damit er ihn jeglicher materieller Güter, jeglicher Habe ledig ereile. Vielleicht verliebte er sich zu guter Letzt in die Frau, die er beehrte. Er würde mit ihr gehen, weit fort von hier. Und doch hat er seit dem Augenblick, in dem die Ahnung um sein baldiges Ende Gewissheit wurde, nichts anderes getan als seit Jahr und Tag.

Er ist nicht fort, weil er nicht mehr jung ist, denkt er nun in Wehmut. Wo hätte er auch hin sollen? Das war ihm unklar. Es gab Länder auf der Welt, die er nicht bereist hatte. Er würde sie nie bereisen, nie kennen lernen. So viel war gewiss: Die ganze Welt lag da draußen, außerhalb der Grenzen seiner Insel und bliebe für immer durch ihn unbetreten und unerforscht.



Hatte sich sein ganzes Leben in einem engen Zirkel oder gar in einem Loch abgespielt? Statt sich dem Außen zu öffnen, verschloss er sich und trat sich immer tiefer an einer Stelle fest. Nicht einmal verlieben konnte er sich. Seine erotischen Wünsche waren ihm vor vielen Jahren abhanden gekommen. Nichts gab es da draußen am weiten Horizont, das ihn berühren konnte, und schlimmer noch, er hatte unzweifelhaft vor langem aufgehört, jemandes Herz zu rühren. Welche Frau könnte auch von ihm angetan sein? Seit vielen Jahren hatte er kein solches Zeichen mehr erhalten.

Seine Zeit ging zur Neige, Tag um Tag, und das wäre nicht das einzige, was er nie erleben würde. Siebzig Lebensjahre genügen schließlich nicht, um sich ein Bild zu machen, was auf der Welt geschah. Siebzig Jahre sind rein gar nichts, wenn man sie zubringt wie er.

Mittlerweile war er zu alt, um seinen Sehnsüchten nachzugehen. Es gab ja auch einfachere Dinge, die zu spüren und zu erleben er sich versagt hatte. Jetzt, da er die Schwimmer beobachtete, kam ihm beispielsweise, dass er seit Jahren nicht mehr im Wasser gewesen war. Er hat vergessen, wie lange. Vielleicht seit seiner Jugend. Fast sein ganzes Leben hat er am Meer gelebt, und er kannte das Gefühl nicht mehr, das sich einstellt, wenn man den Körper ins Wasser taucht. Schwimmen konnte er nie. Warum eigentlich? Er wusste es nicht, es hatte sich so ergeben. Er hatte nie etwas dazu getan. Wahrscheinlich, überlegt er, war er zu streng, um sich vor allen zu entblößen, bevor er ins Wasser stieg. Was würde er tun? Seinen eleganten, gut gebügelten Anzug und die Krawatte ablegen und so eine lächerlich kleine Badehose überstreifen? Seine dünnen, weißen Schenkel und die spärlich behaarte Brust zur Schau stellen? Der bloße Gedanke ließ ihn erschauern. „Ach Gott, was für eine Verirrung“, sagt er sich an diesem Abend. Es wäre doch keine große Angelegenheit. Was würde denn schon passieren, bekäme man seinen halbnackten Leib zu Gesicht? Was würde passieren, erschiene er ohne Anzug? Nichts! Keinem außer ihm selbst würde es auffallen. Wie stark ist doch diese Auffassung gewesen und wie sehr haben derlei Selbsttäuschungen sein Leben bestimmt? Niemand hat von ihm verlangt so zu sein. Was hätte ihn denn schon über einen flüchtigen und gleichgültigen Blick hinaus bemerkenswert gemacht? Nichts!



Als Kind und später als Jugendlicher hatte ihm das Plantschen Spaß gemacht. Sich vom Ufer zu entfernen und vor den Augen seiner Freunde abzutauchen. Er war der Beste im Weittauchen gewesen. Er hielt den Atem so lange an, dass er seinen Freunden Angst einjagte, bis er endlich viele Meter entfernt von der Stelle, wo sie ihn erwarteten, an die Oberfläche kam. Er hatte, so sagte man, einen hochgewachsenen, schlanken Körper. Die Mädchen schauten ihm nach und tuschelten untereinander. Es gab welche, denen er die Bewunderung ansah. Dann war er mit einem Mal so überaus ernsthaft geworden und hatte seinen Körper in weite Anzüge gesteckt. Wie hatte er das alles vergessen können? Seit dem Zeitpunkt der Ernennung als Professor hatte er nie mehr auf die Accessoires verzichtet, in denen er sich würdig und ernst geben konnte. Es ging ihm vor allem darum, nicht aufzufallen.

This sample translation was done on occasion of the **HALMA grant** of the author **Titsa Pipinou** who stayed as a writer-in-residence at the Alte Schmiede in Vienna in July 2010.

The original excerpt from “Ζωή χωρίς Φιλοδώρημα” was translated by **Luna Gertrud Steiner**.



HALMA The European Network of Literary Centres e.V. 2010

[www.halma-network.eu](http://www.halma-network.eu)

[mail@halma-network.eu](mailto:mail@halma-network.eu)